

KULTURNACHRICHTEN

Hirschhorn, Fleury und Snozzi ausgezeichnet

BERN Die Künstler Thomas Hirschhorn und Sylvie Fleury sowie der Architekt Luigi Snozzi erhalten den Schweizer Grand Prix Kunst/Prix Meret Oppenheim 2018. Die Auszeichnung ist mit je 40 000 Franken dotiert. Übergeben werden die Preise am 11. Juni in Basel, zusammen mit den übrigen Schweizer Kunstpreisen, deren Träger zu einem späteren Zeitpunkt vom Bundesamt für Kultur (BAK) bekannt gegeben werden.

Der 1957 in Bern geborene Installationskünstler Thomas Hirschhorn wuchs in Davos auf und studierte an der Schule für Gestaltung und Kunst in Zürich. Seine gesellschaftskritischen Werke – oft Raumcollagen mit «billigen» Materialien wie Karton und Klebeband – wurden rund um die Welt ausgestellt, darunter dreimal an Biennalen in Venedig und einmal auf der Documenta in Kassel. Im Ranking «Kunstkompass» belegt er Platz 38 unter den weltweit besten 100 Künstlern. Die Genferin Sylvie Fleury wurde 1961 geboren. Seit 1990 setzt sie sich mit Inszenierungen mit der modernen Warenwelt, der Mode, den Luxusartikeln und dem Glamour auseinander. 1992 und 1993 erhielt sie das Eidgenössische Kunststipendium und 2015 den mit 50 000 Franken dotierten Genfer Prix de la Société des Arts. Fleury hat unter anderem die Quartz-Trophäe für den Schweizer Filmpreis entworfen. Der Tessiner Architekt und emeritierte Architekturprofessor Luigi Snozzi hat Jahrgang 1932. «Mit seiner charakteristischen Sichtbetonarchitektur und den städteplanerischen Eingriffen gilt er als führender Vertreter und Theoretiker der Tessiner Schule», schreibt das BAK in einer Mitteilung. (SDA)



Der Künstler **Thomas Hirschhorn** – hier 2008 bei einer Ausstellung in Davos. (FOTO MARCO HARTMANN)

Auch in Zürich gibt es nun ein «Side by side»

ZÜRICH Einmal mit dem Tonhalle-Orchester Zürich zusammen musizieren – dieser Wunsch wird für über 90 Personen bald in Erfüllung gehen, und zwar als Mitwirkende im neu gegründeten Publikums-Orchester. Um darin mitspielen zu können, muss eine Verbindung zur Tonhalle bestehen. «Idealerweise besitzt man bereits ein Tonhalle-Abonnement oder löst eines», hiess es bei der Tonhalle-Pressestelle zu den Auswahlkriterien auf Anfrage. Aber auch Mitglieder des Jugend-Clubs sind im Orchester willkommen. Es sei altersmässig eine «sehr heterogene» Gruppe entstanden. Auf einen strengen Auswahlprozess hat man verzichtet. Es wurde auf eine gesunde Selbsteinschätzung gesetzt, wie die Tonhalle gestern mitteilte. Die Lust am Mitspielen soll auf jeden Fall im Vordergrund stehen. Gespielt werden am 11. März in der Tonhalle Maag Tschaikowskys fünfte Sinfonie, Rossinis Ouvertüre zu «Barbiere di Siviglia» und Saint-Saëns' Cellokonzert. Die Proben für die rund 95 Musikerinnen und Musiker beginnen am 3. März. Jede Instrumentengruppe wird zuerst von einer Musikerin oder einem Musiker des Tonhalle-Orchesters ge-coacht. Anschliessend bilden sich Streicher-, Holz und Blechbläserregister. Es folgen Register- und Tuttiprobieren, dann der Auftritt im Konzertsaal. Die Initiative zu dem Laien-Orchester ging von den Tonhalle-Profi-Musikern aus. Das Publikum könne so für eine kurze Zeit Musikeralltag schnuppern.

In Graubünden besteht ein derartiges Projekt schon länger. 2011 riefen Dirigent Sebastian Tewinkel und die Kammerphilharmonie Graubünden die «Side by side»-Konzerte ins Leben. Damals spielten 90 Amateure gemeinsam mit den Profis die Sinfonie Nr. 9 («Aus der Neuen Welt») von Antonín Dvořák. Im Sommer vergangenen Jahres wurde die «Ouvertüre 1812» von Tschaikowsky «Side by side» auf dem Churer Postautodeck aufgeführt. (SDA/BT)

INTERVIEW

«Eine befreiende Entkörperlichung»

Daniel Sonder hat Psychologie und Philosophie studiert. Viele Jahre arbeitete er als **Software-Entwickler** – nun ist sein erster Roman erschienen: **«Der Schönschreiber»**. 1952 in Chur geboren, lebt der Autor heute in Meilen am Zürichsee.

► URS HEINZ AERNI

BÜNDNER TAGBLATT: Herr Sonder, Sie haben sich mit dem Schreiben bislang eher im Verborgenen beschäftigt. Nun liegt Ihr Romandebüt vor. Wie muss man sich die Reifung dieses Buches vorstellen?

DANIEL SONDER: Reifung ist in diesem Zusammenhang ein guter Begriff. Der Entstehungsprozess des Buches hat sich über Jahre, um nicht zu sagen: Jahrzehnte hingezogen. Zunächst wars einfach der Hang, Einfälle, Ideen, aber auch Erlebtes schriftlich festzuhalten. Vielleicht der Versuch, etwas seinem Wesen nach Flüchtliges irgendwie zu bannen, oder banaler, auch nur die Eitelkeit, sich in wohlformulierten Texten eine Art Miniaturdenkmälchen zu setzen. So hat sich im Laufe der Zeit das eine oder andere angesammelt.

So wie auch die Korrespondenzen?

Ja, später kamen dann noch Inspirationen durch Briefe hinzu, die im Zuge meiner Aktivitäten auf Partnerbörsen entstanden sind. Ernsthaft ein Romanprojekt ins Auge gefasst habe ich aber erst nach meiner vorzeitigen Pensionierung. «Der Schönschreiber» ist dann innerhalb von etwa zwei Jahren entstanden, wobei sich Phasen konzentrierten Arbeitens ablösen mit solchen, in denen die Stimmung vorherrschte, dass aus dem Buch eh nichts würde.

Der Text ist dicht, die Gedanken sind verspielt. Wenn ich sage, dass man das Buch nicht einfach liest, sondern dass man sich am Buch lesend labt, was meinen Sie dazu?

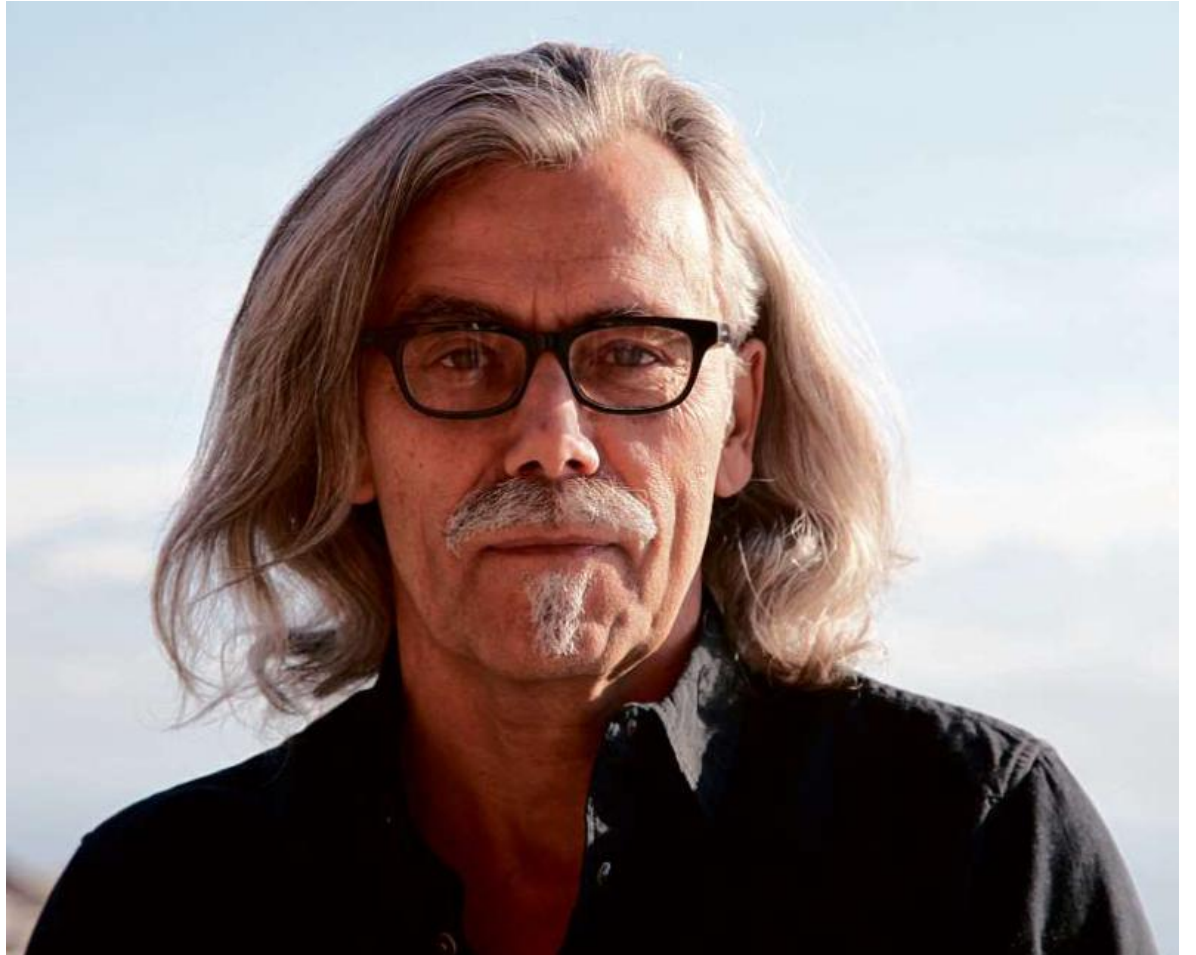
Da fühle ich mich zunächst etwas geschmeichelt. Denn ein Buch, das einem erlaubt, sich daran zu laben, wie Sie es ausdrücken, dürfte über reine Unterhaltung hinaus wohl noch einiges mehr zu bieten haben. Hier zu widersprechen, sehe ich natürlich wenig Anlass.

Nur zu!

Eben, kein Widerspruch. Aber es bleibt die Frage, welchem Typ Leser sich dieser Mehrwert am ehesten erschliesst. Ich denke, es ist nicht schlecht, wenn etwa der Begriff Denklust nicht nur Befremden bei einem auslöst. Auch vorteilhaft dürfte sein, wenn einem gleichsam das Jonglieren mit Möglichkeiten näher ist, als das Bemühen, letztgültige Antworten zu fassen zu kriegen. Eine weitere hilfreiche Voraussetzung dürfte ein gewisses Mass an Robustheit sein gegenüber Schilderungen, die dem Pornografischen zuneigen.

Sie geben mir das Stichwort: Der Romanheld W. bezirzt Frauen durch seine Schreibe, die auch mal in den Chat-Sex rutscht. Welche Vorteile bringt das Internet dem Flirtwilligen aus Ihrer Sicht?

In der leibhaftigen Begegnung ist allem, was ich sage, von Anbeginn ein enger Interpretationsrahmen vorgegeben, bedingt durch meine blosse physische Präsenz. All meine Aussagen sind dann immer schon die von jemandem, der so und so aussieht, sich so und so bewegt, dessen Stimme einen bestimmten Klang hat. In gewissem Sinne bin ich dann gezwungen, der zu sein, welcher mir meine Körperlichkeit vorschreibt. Im rein textlichen Austausch wird das überwunden, findet eine befreiende Entkörperlichung statt. Ein gutes Stück weit



«Philosophisch, romantisch, lüstern und ebenso ironisch»: Mit diesen Adjektiven bewirbt der Arisverlag den ersten Roman von Daniel Sonder, Schriftsteller-Debütant mit Churer Wurzeln. (ZVG)

selbst dann noch, wenn auch Fotos ausgetauscht werden. Die Verhältnisse werden damit im Vergleich zur Situation, wo am Anfang des Kennenlernens die leibhaftige Begegnung steht, gerade umgekehrt. Nicht die Körperlichkeit legt fest, wie das Gesagte interpretiert wird...

Sondern?

... sondern vielmehr entscheidet das zuvor Geschriebene zumindest in massgeblichen Teilen darüber, wie die physische Erscheinung und alles, was damit einhergeht, wahrgenommen wird.

Also eine Art Umkehrschub von Körper zum Geist und wieder zurück? Ja, und damit wird die Diktatur der Körperlichkeit gebrochen und mein Denken wieder ermächtigt, entscheidend darüber mitzubestimmen, wer ich für mein Gegenüber

«**Robustheit gegenüber Schilderungen, die dem Pornografischen zuneigen**»

bin. Eine tolle Sache, wie ich finde – und nicht nur für Menschen, die als äusserlich wenig attraktiv gelten.

Das Buch fabuliert zwischen Ironie, Philosophie und fast schon Juxerei mit erotischem Unterton. War Ihnen von Anfang an klar, dass es ein Roman werden würde?

Schon in einer frühen Phase des gezielten Materialsammelns wurde deutlich, dass die inhaltlichen Ideen, die ich in dem Buch unterbringen wollte, sehr vielgestaltig sein würden. Gleichzeitig schwebte mir vor, mich unterschiedlicher Formen der Sprache zu bedienen. Vor diesem Hintergrund hielt ich es für notwendig, irgendwie etwas Durchgängiges, ein verbindendes, Zusammenhalt stiftendes Element einzuführen: eine zentrale Figur, in

deren einheitlicher Lebenswelt sich all das gebündelt findet. Damit war der Protagonist W. geboren und mit ihm der Entscheid für die Gattung Roman getroffen.

Ein Protagonist, bei dem Sie dann quasi literarisch die Zügel schleifen lassen konnten?

Sie sagen es. Dieser W. konnte sich nun in menschenleere philosophische Gefilde emporschwingen, sich in romantischem Verführungsgelüster ergehen, in Debatten heftige Attacken reiten, seine sexuellen Fantasien ins Abseitige schweifen lassen oder auch alltägliche Beobachtungen anstellen und abenteuerliche Gedanken daran knüpfen. Er konnte tun und lassen, was er wollte. Ironie aufscheinen lassen, wo er grad lustig war und Zweifel einstreuen, wo Ideen ihm allzu sehr nach Wahrheit schielten.

Sie waren lange in der Software-Entwicklung tätig, was kühl und technisch vorzustellen ist. Könnte sich über die Jahre eine Lust des Erzählens nah am Menschsein aufgestaut haben?

Ihre Frage geht von der naheliegenden Annahme aus, dass die beiden angesprochenen Tätigkeiten von irgendwie gegensätzlicher Natur sind.

Ist dem nicht so?

Seltsamerweise habe ich die Unterschiede gar nicht als so ausgeprägt erlebt, wie man das wohl allgemein erwarten würde. Das mag vielleicht damit zusammenhängen, dass es sich in beiden Fällen um ein kreatives Tun handelt, dessen Ergebnis die Form von Texten hat, wenn auch sehr verschieden gearteten. Sowohl der Programmierer als auch der Schriftsteller sind ja abstrakt betrachtet mit nichts anderem zugehörig als dem Erstellen von Zeichenketten. Eine weitere mögliche Parallele findet sich auch im Buch selbst angedeutet. Dort, wo der Protagonist der Frage nachgeht, ob seine Verführungsbriefe und ihre Wirkung bei den Adressatinnen nicht Ähnlichkeit haben könnten mit Trojanern, also Computerviren, die – einmal eingeschleust – ein Eigenle-

ben führen und dabei gleichsam subversive Aktivitäten entfalten.

Interessante Vergleiche ...

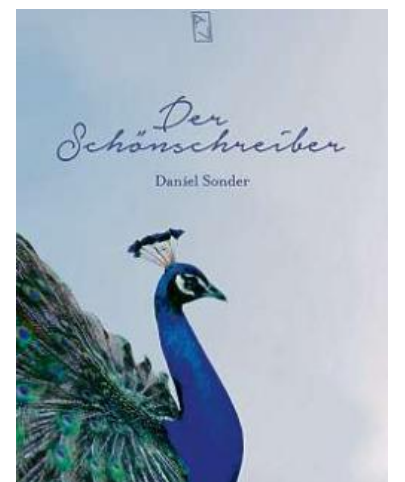
Was Sie in Ihrer Frage thematisieren, habe ich mir übrigens auch schon früher mal überlegt und bin dann zu einem etwas hemdsärmeligen Vergleich gelangt: Schreiben des Erzählens ist ungefähr so wie Programmieren in angetrunkenem Zustand.

Ein Pfau ziert das Buchcover, was so manches schlussfolgern lässt ...

Nun, der Pfau gilt ja weithin als Symbol der Eitelkeit und das wohl mit gutem Grund. Haben Sie schon mal mitverfolgt, wie solch ein seltsames Wesen das Rad schlägt?

Aber sicher, das geschieht mit zitterndem Brimborium.

Das ist eine Performance von geradezu grotesker Selbstgefälligkeit. Der Narzisst im Reich der Tiere ... Und W., der Held des Buches, hat ebenfalls eine narzisstische Seite. Ob das auch auf den Autor des Werks zutrifft, bleibt der Spekulation der Leser überlassen. Und natürlich gibt der Pfau auch einfach ein schönes Bild ab und funktioniert dadurch bestens als Blickfang. Durch die Penetranz der Eitelkeit erfährt die Faszination aber auch eine Brechung, welche zusätzlich ein Element des Misstrauens ins Spiel bringt. Das alles passt eigentlich ganz gut zum Inhalt des Buches.



Daniel Sonder: «Der Schönschreiber», Roman, Arisverlag, ca. 34 Franken.